



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

S.: Bilder aus der deutschen Vergangenheit eines jungen Arztes
Brautwerbung, Hausstand und Praris : im Jahre 1556.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die angefertigten Stücke für die darauffolgende Woche auf einem Blatt geschrieben mir und meiner Frau zuschicken, und dieser Zettel von der Commission signirt werden. Treten hinterher unvermeidliche Zufälle ein, die Veränderungen in der wöchentlichen Disposition nothwendig machen, so ist auf einen Zettel geschrieben dieser Vorfall von der Hoftheatercommission signirt mir zuzuschicken.

30. April 11. *aus dem Briefe des Herrn Döll an den Verfasser* Karl August. „Endlich finden sich in Bezug auf das Denkmal, das Goethe der Mad. Becker setzen ließ, folgende zwei Briefe an Kirms:

„Des Herrn Döll Forderung ist ein wenig scharf und wenn ich nicht irre haben wir nur 175 Thlr. in Kasse; überdies würde Durchlaucht der Herzog das Ausschlagen des Grundes und das Fußgestell bezahlen. Glauben Sie etwa, daß man noch von irgend einigen Theaterfreunden einen kleinen Zuschuß erhalten könnte? Wenn Herr Döll überhaupt mit 200 Thlr. zufrieden wäre, so könnte man ein Baugespann hinüberschicken und die Steine abholen lassen, welches für uns ohne große Kosten sein würde. Sagen Sie mir Ihre Gedanken darüber. Ich könnte Herrn Döll allenfalls auch nur dilatorisch antworten.“ 28 April 99.

— „Das Monument ist angekommen und wird einstweilen in dem Schloßhofe niedergelegt werden. Herr Prof. Döll wird heute Mittag bei mir essen. Es sollte mir angenehm sein, Ew. Wohlgeb. gleichfalls bei Tische zu sehen. Wenn ich nicht irre, so sind die ersten Papiere, dieses Geschäft betreffend, in Ihren Händen. Da er morgen wieder weggehen wird, so kann man heute die Sache noch berichtigen.

Heute Abend in der Komödie wünschte ich, daß man ihn in eine Loge brächte, da man ihm doch eine Ehre erzeigen will und sich auch das Theater von oben besser ausnimmt, wie ich wünsche, daß er es sehen möge.

Um 10 Uhr werde ich im Schloß sein und spreche Sie vielleicht.

Am 8. November 99. *aus dem Briefe des Herrn Döll an den Verfasser* G.“

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Eines jungen Arztes Brautwerbung, Hausstand und Praxis.

Im Jahre 1556.

Es ist Charakteristisch für moderne Empfindung auch im Gegensatz zum Alterthume, daß bei Biographien das innigste Interesse der Leser auf den Stellen des geschilderten Menschenlebens verweilt, in denen die idealen Stimmungen des Herzens und die daraus hervorgehenden Verwicklungen, Liebe,

Leidenschaft, und Ehe porträtirt werden. Selbst bei Charakteren, deren Hauptthätigkeit der Geschichte angehört, suchen wir mit Vorliebe die zartesten Beziehungen ihres Privatlebens auf, und erfreuen uns über nichts so sehr, als über das Schöne und Herzliche, das in ihnen zu Tage kommt. Noch größer wird der Reiz, den diese Einblicke in eine fremde Menschenseele auf uns ausüben, wenn Liebe und Leidenschaft, Ehe und Hausstand nicht nur durch die Persönlichkeiten der geschilderten Menschen, sondern auch durch die Eigenthümlichkeiten einer Zeit charakterisirt werden, welche uns so fern ist, daß wir das ihr eigne Fremdartige mit Erstaunen wahrnehmen und doch noch so verständlich, daß wir das ewig Menschliche darin mit Behagen erkennen. Gern halten wir uns dann an die Züge, welche unserm eignen Empfinden am meisten entsprechen, und uns die Gestalten der Vergangenheit lieb machen. Aber wer die Vergangenheit mit Nutzen betrachten will, soll sich deshalb nicht fern halten, was in ihr dem modernen Empfinden widerspricht. Zwar ist in deutscher Liebe und Ehe seit uralter Zeit der Schlag desselben Herzens herauszuerkennen, aber es gibt doch keine Periode unserer Vergangenheit, in welcher nicht grade an den holdesten Aeußerungen des gemüthlichen Lebens auch Vergänglichliches haftet, das unser Gefühl verstimmt, ja vielleicht empört. Eine gute alte Zeit, in welcher Liebe und Ehe vorzugsweise hoch, edel und schön aufgefaßt wurden, hat es in Deutschland für den, welcher die Vergangenheit genau ansieht, nie gegeben. Immer haben gute Menschen sich glücklich gefühlt, und immer haben Verkehrtheiten der Bildung und des Charakters unglücklich gemacht, aber im Ganzen betrachtet ist Inhalt und Form auch dieser Verhältnisse des Lebens in der Gegenwart doch besser, edler, schöner geworden, als sie in irgend einer Vergangenheit waren.

Schon ein Mal sind in d. Bl. Mittheilungen aus Selbstbiographien gemacht worden, welche Liebe und Brautstand des 16. Jahrhunderts schilderten, des Jahrhunderts, in welchem die neue Zeit des deutschen Lebens beginnt. Hier soll eine ähnliche Schilderung folgen, in welcher die Liebe und ein junger Hausstand in knappen bürgerlichen Verhältnissen sichtbar werden, die einfache und treuherzige Erzählung des baseler Arztes Felix Plater, dessen Selbstbiographie schon bei frühern Bildern erwähnt und benutzt wurde. Wäre hier die Absicht, wirklich Geschehenes zu einer kleinen Novelle abzurunden, so hätte nach dem Brauch der Dichter der Bericht über eine Liebeswerbung mit der Hochzeit abgeschlossen werden müssen; aber grade was darauf folgt, ist vorzugsweise geeignet, die bürgerlichen Verhältnisse des 16. Jahrhunderts deutlich zu machen.

Felix Plater (1536—1614) wurde zu Basel, als Sohn des Bürgers, Buchdruckers, Schullehrers und Hausbesizers Thomas Plater, geboren. Sein Vater war aus der größten Armuth durch unermüthliche Thätigkeit heraufgekomen, und hatte bei der rastlosen Erweiterung seiner Geschäfte bis in

sein höheres Alter mit Nahrungsorgen und Geldverlegenheiten zu kämpfen. Als kleiner Knabe hatte er das Leben eines fahrenden Schülers mit allen seinen Schrecken durchgemacht. Der harte Kampf mit dem Leben hatte die gewöhnlichen Wirkungen auf sein Gemüth ausgeübt; er war bei einer unruhigen Unternehmungslust, die ihn zuweilen im stetigen Verfolgen eines Planes störte, doch ohne rechtes Selbstvertrauen, leicht verwirrt, reizbar und grämlich. Sein Sohn Felix, das einzige Kind erster Ehe, hatte dagegen das fröhliche Naturell einer einfachen Mutter geerbt, er war ein heiterer, warmerherziger Bursch, ein wenig eitel, großer Freund der Musik und des Tanzes, dabei ein geschiedter, offener und anschlägiger Kopf. Er war noch fast Knabe, als ihn sein Vater aus Basel nach der berühmten medicinischen Facultät der Universität Montpellier sandte. Von dort brachte Felix außer dem, was damals die medicinische Wissenschaft vorstellte, auch allerlei französische Feinheiten in das enge bürgerliche Leben seiner Vaterstadt zurück, wurde dort mit 24 Jahren zum Doctor promovirt, und heirathete ein Mädchen, mit dem er schon als Kind geneckt worden war. Er erwarb einen ungewöhnlichen Ruf, wurde Professor an der Universität und ein angesehener, wohlhabender Mann, der hochbefahrt nach glücklicher Ehe starb. Um die Stadt Basel hat er sich durch die aufopferndste Thätigkeit in schweren Pestzeiten große Verdienste erworben, ebenso als Gelehrter um die medicinische Facultät seiner Universität, als berühmter Arzt wurde er oft von fürstlichen Personen auch in Deutschland und Frankreich consultirt. Er legte einen botanischen Garten zu Basel an, und war Besitzer eines naturwissenschaftlichen Cabinets, das er sogar für Geld sehen lassen konnte. Wie sein Vater, beschrieb er selbst einen Theil seines Lebens. Das hier folgende Bruchstück ist aus einem Abdruck des Manuscripts: „Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien, herausgegeben von Dr. D. A. Fehster, Basel 1840“ in die Sprache unserer Zeit übertragen. Die Erzählung beginnt an dem Tage, wo der junge Felix mit dem Selbstgefühl eines studirten Mannes von Montpellier nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt ist.

— Es empfingen mich meine Nachbarn und war große Freude in der Gasse, und wie ich später erfuhr, lief die Magd der Hebamme Dorly Becherer vor das Haus meines künftigen Schwiegervaters und gewann meiner Zukünftigen das Botenbrot*) ab, welche darüber erschrak, weil sie zu laut dabei schrie. — Man rüstete das Nachessen. Dabei blieben meine Gefellen, die meine Ankunft erfahren hatten und mich gleich besuchten. Nach dem Nachessen gaben wir ihnen das Geleit zur Krone und gingen die Freienstraße hinab,

*) Die Belohnung für das erste Ueberbringen einer guten Nachricht. Das Botenbrot zu fordern und zu geben war im ganzen deutschen Mittelalter Brauch.

dort sah mich meine Zukünftige vorübergehen in meiner spanischen Kappe und floh. Der Wirth, welcher selbst um meine Zukünftige geworben hatte, verirrte mich, so daß ich wol merkte, der Handel sei ziemlich bekannt, ich zog darnach wieder nach Hause.

Am folgenden Morgen kam der Hummel zu mir, mich in der Stadt herumzuführen. Wir zogen zuerst über den Münsterplatz; da ersah mich Herr Ludwig von Rischach und verwunderte sich, wer ich wäre, weil ich ein samtnes Barett aufhatte und meine Wehr trug, dem erklärte ich mich. Darnach salutirte ich den Dr. Sulzer, Pfarrherrn am Münster, darnach Dr. Hans Huber, der mich freundlich empfing und sich zu allem Guten erbot. Ich verehrte ihm den Clemens Marot, der zu Paris schön eingebunden war.

Darnach zogen wir das Martinögäßlein hinab; als wir unten hin kamen, der Schule gegenüber, stand meine Zukünftige an der Schulbank, ich sah sie nicht, sie aber erblickte mich, lief in die Schule hinein und wieder heim, ist auch später nicht mehr in die Fleischbänke gegangen, weil die Metzger anfangen, sie zu veriren. Nach dem Essen führte mich mein Vater auf sein Gut nach Gundeldingen, er redete unterwegs mit mir, ermahnte mich, nicht zu schnell zu sprechen, wie die Wälschen sonst den Brauch haben, und erzählte mir von seinem Haushalt. — Ich fing sogleich an, die cypressene Laute zuzurüsten, item eine große Harfe zu beziehen, die mein Vater lange geschlagen, und meine Bücher und Scripta alles in Ordnung zu bringen, und brachte so die ganze Woche hin.

Unterdesß stellte mein Vater die Sache an, daß ich mit meiner Zukünftigen reden könnte und sie mit mir; er lud deshalb Meister Franz und seine Tochter ein, den zukünftigen Sonntag Nachmittag gen Gundeldingen hinauszukommen, es war der 16. Mai, ein lustiger Tag und Maienzeit. Ich zog nach dem Essen mit Thiebold Schönauer hinaus, wir schickten unsere Lauten voraus, und als wir zu Gundeldingen in den Hof hineingingen, sahen wir zwei Jungfrauen daselbst stehen, die eine war die Base der Schenkin, dem Daniel versprochen, dem Sohne von Meister Franz, die andere war sie, seine Tochter Magdalena, die ich freundlich grüßte, wie auch sie mich, nicht ohne Veränderung der Farbe. So kamen wir ins Gespräch, dazu kam auch bald ihr Bruder Daniel, wir spazierten hin und her auf dem Gute mit vielerlei Reden, bei welchen meine Zukünftige gar bescheiden und von stillem, züchtigem Wesen war. Als es nun drei Uhr war, kamen wir wieder ins Haus, gingen hinauf, ich und Thiebold schlugen zusammen die Lauten und ich tanzte Gaillarde, wie mein Brauch war. Indem kam auch Meister Franz, ihr Vater, der mich willkommen hieß, wir setzten uns zu Tisch und thaten einen Abendtrunk gleich einem Nachessen, bis es spät war, daß wir Zeit hatten, in die Stadt zu gehen. Unterwegs im Heimgehn ging ihr Vater und der

meinige voraus, und ich und Daniel mit dem Frauenzimmer nach im freundlichem Gespräch, in welchem die Dorothee, die etwas dreister mit Reden war, herausbrach und sagte: wenn Zwei einander gern sehen und haben, soll mans nicht lang machen, denn gar schnell könnte ein Unglück dazwischen kommen. Beim Bollwerk schieben wir voneinander, Meister Franz und seine Gesellschaft gingen zum Steinthor, mein Vater und die Seinen zum Eschmerthor hinein heimwärts. Wir legten uns also mit seltsamen Gedanken um meine Person zur Ruh. —

Mein Schwiegervater und mein Vater faßten einen Rath, daß ich meiner Zukünftigen vergewissert wurde. Ich fing sie sehr an zu lieben und drang darauf. Auch ich war ihr nicht zuwider, was ich zum Theil aus ihr herausgebracht hatte, als uns der Mutter Base, die Metzgerin Burlacherin auf ihre Matte vorß Spalenthor zum Kirscheneßsen geladen, wo wir uns wol aussprechen konnten. Es wurde beschlossen, Doctor Hans Huber sollte die Werbung thun. Als dieser von meinem Vater gebeten wurde, that er es gern, bestellte deßhalb den Meister Franz Vormittag in den Münster, that die Werbung und bekam eine geneigte Antwort für eine Eheverabredung. Am Abend, als Doctor Hans zu mir kam, verkündete er sie mir mit Frohlocken, wie sein Brauch war, und wünschte mir Glück, vermeldete jedoch, mein Schwäher begehrte, daß die Sache still verbliebe, bis mein Doctorat vorüber sei, alsdann könne man die Sache zu Ende bringen. Damit war ich wol zufrieden. Mein zukünftiger Schwiegervater hatte Lust bekommen, endlich einzuwilligen. Früher hatte er jederzeit hinter dem Berge gehalten, weil er fürchtete, mein Vater stecke in großen Schulden, und weil dieser Tischgänger hatte; da er doch seine Tochter, wie er sagte, nicht gerne in Schulden oder in die Unruhe stoßen wollte. Als er aber von meinem Vater hörte, daß die Schulden gering gegen das Vermögen wären, daß er an den Häusern und dem Gut noch hätte, und daß er selbst den Willen habe, die Tischgänger abzuschaffen, da war er zufrieden, und um so mehr, weil auch Herr Caspar Krug, später Bürgermeister, der mich gesehen hatte, ihm das rieth, und weil sein Sohn Ludwig ihm sagte, er sollte Gott danken, er habe gute Hoffnung, ich werde ein vornehmer Doctor werden, da ich schon eine gute Probe an seiner Frau, die zweier Kinder genesen und gar schwach war, mit Marcipan abgelegt hatte. Diesen hatte ich verordnet, da er damals noch nicht in Brauch war. So hat meinem Schwiegervater die Sache zuletzt gar wohl gefallen und ist nicht zuwider gewesen, wenn ich in das Haus gegangen bin und mit seiner Tochter gesprochen habe. Doch ist dies mehr in seiner Abwesenheit in der Stille geschehen, daß ich zur hintern Thür im Gäßlein still hineingezogen bin und daselbst unten im Haus vielmals mit ihr in aller Zucht und Ehre geschwätzt habe. Er sprach nichts dawider, sondern that, als wisse er nicht darum, auch hielt er immer den Handel, so lange er konnte,

hin, weil er die Tochter, die ihm so gut Haus hielt, wie er rühmte, nicht gern aus dem Haus gab.

Zu dieser Zeit wurde dem Thomas Guerin die Jungfrau Elisabeth zum Falken versprochen. Er kam mit dem Pempelfort oft zu mir, und bat mich jetzt einmal eine Musik anzustellen, um seiner Geliebten zum Falken zu huldigen. Ich verhiess ihm das, doch unter der Bedingung, daß solche Musik auch an dem Ort gebracht würde, der mir gefiele. Wir rüsteten uns also und zogen spät nach dem Nachtessen vor meiner Zukünftigen Haus. Wir hatten zwei Lauten, ich und Thiebold Schönauer schlugen zusammen, darnach nahm ich die Harfe, der Pempelfort zog die Viola. Als er sie auf ein Faß stellen wollte, fiel dies um, machte einen Rumor. Der Goldschmidt Hagenbach piff dazu, es war gar eine zierliche Musik. Man gab uns keine Anzeige, denn mein künftiger Schwiegervater war zu Haus. Wir zogen also von da zum Falken, wo wir, nachdem wir den Hof gemacht, eingelassen wurden, und hielten dort einen stattlichen Schlastrunk mit allerlei Confect und zogen alsdann wieder nach Haus, wobei die Wächter am grünen Ring mit uns zusammenkamen. Sie ließen uns aber ziehen, nachdem wir guten Bescheid gegeben hatten. Ich ging von da ab oft spazieren nach meiner Zukünftigen Haus, doch so viel als möglich heimlich, begann und redete viel närrisches Zeug, wie die Leute thun, wenn sie bei ihren Liebsten sind, worauf sie mir sinnig antworten konnte. Ich kleidete mich auch anders, nach unserm damaligen Brauch, wo man nur bunte Kleider trug, keine schwarzen, außer in Trauer. Es sungen Einige an, auf mich Acht zu geben, und als ich einst nach dem Nachtessen aus dem Hause ging, zogen mir Zweie nach, und hätten mich gern gestäubt, ich entkam ihnen aber, so daß mir nichts geschah.

— Bald nachdem ich Doctor geworden, drang mein Vater darauf, daß auch die Heirath zwischen mir und Jungfer Magdalene geschlossen würde, und redete zu Ende September ihren Vater darum an. Weil ich nun Alles mit Lob und Ehre vollbracht hätte, und die Sache nicht geheim geblieben wäre, so möchte ers nunmehr abmachen helfen. Darauf gab er guten Bescheid, zog aber doch die Sache allzeit hin, da er seine Tochter, wie oben gemeldet, ungern aus dem Hause gab. Ich durfte unterdeß ohne Scheu wohl in sein Haus gehen, was mich verwunderte, daß es ihm nicht mißfiel, da es noch keine beschlossene Ehe war, und wohl nichts hätte daraus werden können. Es geschah jedoch in allen Züchten und Ehren, daß ich sie sprach, wir hielten über allerlei Sachen ehrliches Gespräch und trieben Neckerei, manchmal half ich ihr Latwerge machen, so vertrieben wir die Zeit. Insonderheit geschah mir ein guter Poffen, als man die Messe einläuten wollte am Abend von Simon Judä, und ich ihr das Messgeschenk abgewinnen wollte. Da ihr Vater abwesend war, zog ich um 9 Uhr am Morgen heimlich hinten

in ihr Haus, das stets daselbst offen war, und als ich niemand sah, da alle in der untern Stube waren, schlich ich die Stiege hinauf bis auf den Estrich, und lugte zum Tageloch hinaus, um zu hören, wann man um Zwölfe die Messe einläutet. So wartete ich drei Stunden, mich verlangte und fror. Sobald man anfing zu läuten, schlich ich still herab und that die Stube auf mit dem Geschrei: Mir die Bescherung, vermeinte sie daselbst zu erwischen. Da war Niemand da, und die Magd sagte, sie wäre ausgegangen, wie sie ihr gesagt hätte. Sie aber hatte sich heimlich unter die Stiege verborgen und gewartet. Bald darauf eilte sie mit dem Ruf in die Stube und gewann mir die Bescherung ab. Diese schenkte ich ihr reichlich, wie sie denn auch mir eine Bescherung gab. Ich wollte ihr das Kettlein, das ich von Paris gebracht, verehren, da bat sie mich, ich möchte es behalten, es möchte ihr ein Gerede verursachen und könne ihr wohl noch einmal werden. Sie nahm aber das schön gebundene Testamentlein, das ich ihr auch beschert hatte. So hatten wir unser Spiel eine Zeitlang, wie die jungen Leute pflegen.

Nach der Baselmesse fing mein zukünftiger Schwiegervater, da er nicht mehr aufschieben konnte, an, sich auf die Zusammengehung vorzubereiten, und sie ward auf acht Tage nach Martini festgesetzt. Da erschien man um vier Uhr in seinem Hause, und es waren auf seiner Seite Herr Gaspar Krug, der hernach Bürgermeister war, Martin Fickler, Meister Gregorius Schölin und Batt Hug, seine Freunde, und sein Sohn Franz Jekelmann; auf unserer Seite D. Hans Huber, Mathias Bornhart, Henricus Petri. Man verhandelte über das zugebrachte Gut, und mein künftiger Schwiegervater vermeldete, seine Tochter werde mir mehr als 300 Pfund an Werth mitbringen, darunter 100 Floren in baarem Gelde, das andere in Kleidern. Als man meinen Vater fragte, was er mir geben würde, sagte er, er könnte nichts nennen, er hätte kein Kind, als ich, und Alles wäre mein. Als man ihn aber ermahnte, er sollte etwas namhaft machen, denn es könnte Aenderungen geben (wie auch nachher geschah*), antwortete er, er hätte sich das nicht überlegt, er wollte wol 400 Gulden nennen, könnte sie mir aber nicht geben, wir sollten dafür bei ihm den Tisch haben, denn er hätte kein Geld, das er mir geben könnte, er wäre anderweit viel schuldig. Darüber gab es etliche Streitigkeiten, so daß mein Schwiegervater ausbrach, er wolle seine Tochter nicht so in die Unruhe der Tischgänger stecken, lieber wollte er uns bei sich im Hause haben, und verwies meinem Vater, daß er Geld schuldig wäre, so daß mein Vater sehr bekümmert war, und wenn die Ehrenleute nicht gewehrt hätten, so wären sie vielleicht unverrichteter Sache auseinander gekommen. Das war der erste Anstoß, der mir begegnete, und eine Bekümmerniß, wie auch meiner Zukünf-

*) Thomas Plater, der Vater, heirathete später noch einmal, und erhielt von seiner zweiten Frau noch sechs Kinder.

tigen, die in der Küche solches hörte und in Lengsten stand. Doch ward die Sache geschlichtet, da mein Vater sagte, es wäre ihm nichts lieber, als die Tischgänger los zu werden, das könne aber nicht so im Augenblick geschehen. Von da an war mein Vater etwas unlustig, was mir daher die ganze hochzeitliche Freude verbitterte. Man gab uns zusammen, ich verehrte meiner Hochzeiterin das goldne Kettlein, das ich von Paris gebracht, darauf gab mein Schwiegervater das Gastmahl mit gutem Gespräch und Tractation, doch keine Musik dabei, die ich am liebsten gehabt hätte.

Nach dem Nachtessen, als ich eine gute Nacht gewünscht, begleitete mich auch meiner Hochzeiterin Bruder Franz heim, welcher des Schölin Tochter hatte, die ihm ziemlich viel zugebracht hatte. Er hatte sich mit seiner Schwester von je nicht wohl vertragen können, weil er alles im Hause meistern und verwirren wollte. Das hatte sie nicht leiden wollen und dem Vater geklagt, welcher jederzeit auf ihrer Seite war. Derselbe Bruder, ein wenig berauscht, wie er auch sonst oft phantastisch wurde, nahm mich im Heimgehn bei Seite, und vermeldete mir, ich dauerte ihn, daß ich seine Schwester bekäme, die er mir schalt. Daraus kann man seinen Verstand ermessen, mir aber machte er dennoch Bedenken. Das war also der andere Anstoß bei meinen zukünftigen Freuden.

Man rüstete streng zur Hochzeit, die am Montag nachher gehalten werden sollte, mit Einkausen und Schlachten, denn mein Vater ließ sich vernehmen, weil er einen einzigen Sohn habe, so wolle er, obgleich wir von unserer Linie keinen Blutsverwandten oder nahen Freund hatten, doch andere gute Gönner und meinem Schwiegervater zu Gefallen auch dessen Freunde vollständig einladen. Und so lud man am Samstag die Verwandten, die Nachbarn, unsere guten Gönner, die Meister und Rathsherren von der Zunft zum Bären, einige von der hohen Schule, vom Adel, vom Rath, von der Schule und von den Gesellen mit ihren Weibern und Kindern, die sie hatten.

Am Sonntag nachher, den 21. October, bot man uns auf, wie gebräuchlich. Und man rüstete die Tische in meines Vaters beiden Häusern zu, und was zur Hochzeit gehört, wobei viele halfen; und es kochte Meister Batt Desh, Wirth zum Engel. Am Abend zog ich in meines Schwiegervaters Haus, sah zu, wie sie Sträuße machten, blieb so über das Nachtessen bei ihnen. Als ich heim kam, fand ich den Herrn Schreiber Rust, meines Vaters alten Bekannten, der von Burtolf uns zu Liebe auf die Hochzeit gekommen war und einen schönen emmenthaler Käse mitbrachte. Der saß noch bei Tische mit meinem Vater, welcher in großem Aerger war, wie er morgen so eine große Zahl Leute, die geladen waren, speisen und tractiren sollte; er beredete sich selbst, es wäre unmöglich, er werde damit zu Schanden werden, und that gar unwirsch. Besonders da ich heim kam, empfing er mich gar

rauh mit Schelten, ich säße bei meiner Braut, ließe ihn sorgen und hälfe ihm nicht, und war über mich erzürnt, daß der Herr Rust genug abzuwehren und zu trösten hatte. Mir war bei diesem dritten Anstoß und Verbitterung meiner Hochzeitfreuden so bange, weil ich noch nicht gewöhnt war, so gescholten zu werden, und bisher in der Regel gelobt und gut gehalten worden war; ich sah wohl, wie es fortan gehen werde, wenn ich zu Zweien auf Kosten meines Vaters leben müßte, so daß mir alles verleidet wurde. Ich ging mit Trauer schlafen und dachte oft wie ein Narr, ich wollte wieder von dannen ziehen, wenn nur das Thor offen gewesen wäre.

Am Morgen des 22. October, es war St. Cäcilientag, war ich noch ganz unmuthig, weil ich nicht viel geschlafen hatte. So legte ich mein Bräutigamshemd, das man mir geschickt hatte, an mit einem goldenen Krage und viel goldenen Spangen an einem kurzen Brustlaß, wie damals im Brauch war, und zog ein rothseidenes Atlaswamms und leibfarbene Hosen an. So kam ich herab und fand meinen Vater nicht mehr so unrichtig, denn als er wieder klagen wollte, während doch alles im Ueberfluß da war, hatte er einen guten Filz von der Frau Dorothea Schenkin bekommen, die auch half und ein harsches Weib war. Als sich die Hochzeitsleute bei uns versammelt hatten, gingen wir in Procession vor meines Schwiegervaters Haus und mit mir ging Dr. Oswaldus Verus, der trotz seinem gar hohen Alter auch roth gekleidet war, mit einem oben ausge schnittenen seidenen Atlaswamms und einem camelottnen Rock, wie ich einen anhatte, nebst dem sammtnen Barett, das man mir vor der Hochzeiterin Haus aufsetzte, worauf eine Borte von Perlen mit Blumen war. So zogen wir um neun Uhr in den Münster, darauf die Hochzeiterin in einer leibfarbenen Schaub, die führte Herr Heinrich Petri. Nach der Predigt gab man uns zusammen, ich schenkte ihr einen gewundenen Ring für acht Kronen. So zogen wir zum Jagdhof, wo man uns zu trinken gab und ich die Hochzeiterin hineinführte, der man in der obern Stube reichlich spendete.

Es waren funfzehn Tische gedeckt, die alle wohlbesetzt waren, mit mehr als 150 Personen, ohne die, welche aufwarteten, von denen auch eine gute Anzahl zum Nachtiß kam. Die Tractation geschah in folgender Weise. Man setzte viermal auf, in folgender Ordnung: einen gehackten Lummel, Suppe, Fleisch, Hühner, gesottene Hecht, Brot, Tauben, Hähne, Gänse, Reismus, Lebersülze, Käse, Obst. Man hatte allerlei guten Wein, darunter Rangenwein, der ihnen gar wohl schmeckte. Die Musik war Christelin der Bläser mit seiner Viola, Cantores waren die Schüler, sie sangen unter anderem den Gesang vom Löffeln.

Nach dem Essen, das nicht so lange währte, wie jetzt im Brauch ist, dankte Herr Jacob Meyer, Rathsherr zum Bären, ab. Es führte Dr. My-

conius die Hochzeiterin in des Dr. Osvalbus Berus Haus, da tanzte man unten im Saal, es war viel Volk und stattliche Leute dabei. Meister Lorenz schlug die Laute und der Christelin geigte dazu, denn damals war die Viola noch nicht so im Bauch, wie in jeziger Zeit. Ich wollte artig thun mit meiner Hochzeiterin, wie ich in Frankreich bei den Tänzen gewöhnt worden war, weil sie mich aber freundlich abmahnte und sich schämte, ließ ich ab, tanzte auch, doch allein, eine Gaillarde auf Myconii Anstiften.

Darnach zogen wir wieder zum Nachteffen in meines Vaters Haus. Als es ziemlich spät war, nahm man voneinander Abschied, und damit es nicht viel Lärm und Neckerei gebe, verbarg ich mich in meines Vaters Kammer, wohin man auch stillschweigend meine Hochzeiterin versteckte, von der ihr Vater mit so großem Weinen Abschied nahm, daß ich meinte, sie würde sich ganz zerweinen. Ich führte sie in meines Vaters Stüblein daneben, und es kamen etliche Frauen von ihrer Bekanntschaft zu ihr und trösteten sie: denen gab ich von einem Claret zu trinken, welchen ich in einem Fäßlein hinter dem Ofen verwahrte, und den ich selbst sehr gut gemacht hatte. Und als sie hinwegschieden, kam meine Mutter, die allzeit fröhlich war, und sagte, die junge Burschenschaft suche mich, wir sollten uns verbergen und schlafen gehen, und führte uns heimlich die Hinterstiege hinauf in meine Kammer. Dort saßen wir eine Weile, und weil es kalt war, froz uns übel, da legten wir uns im Namen Gottes schlafen, und wußte niemand von der Burschenschaft, wo wir hingekommen waren. Wir hörten eine Weile nachher meine Mutter hinaufkommen über das verborgene Gemach, dort saß sie und sang mit heller Stimme wie eine junge Tochter, da sie doch schon im höchsten Alter war, worüber meine Hochzeiterin herzlich lachte.

Am Dienstag Morgen brachte die Magd meiner Hochzeiterin, das Käthlein, ihr andere Kleider, die ließen wir ein, und da es ein holdseliges Frauenzimmer war, trieb es viel seltsamen Schnak. Hernach sammelte sich das Hochzeitsvolf wieder zum Mittagessen, das um 11 Uhr anfang, denn damals hatte man nicht so verkehrte Zeit, wie jetzt in bösem Brauch ist. Es waren ebensoviel Tische besetzt als am ersten Tag, und die Tractation nicht geringer, dazu das Brautmus, das man jetzt anstatt des Weinwarmen aufsetzte. Man tanzte aber nach dem Essen bis zur Nacht und bei dem Nachteffen war noch eine gute Zahl Volk und sonderlich alle Jungfrauen, die alle bei guter Zeit Urlaub nahmen und heimzogen. Man hatte reichlich Geschenke gegeben auf der Hochzeit. Davon habe ich nichts bekommen als ein Becherlein und zwei Ducaten, das Uebrige nahm mein Vater zur Bestreitung der Unkosten, so weit es reichen wollte, und später, sobald ich etwas erwarb, habe auch ich noch für die Kleider ihm viel abbezahlt. Mein Vater nahm auch die hundert Gulden, die meine Frau mir zugebracht hatte, und bezahlte gleichfalls damit ab. Mein

Schwiegervater hatte mir nichts geschenkt, wie er mir nachher anzeigte, weil er für mich fünf Gulden beim Doctoratmahle bezahlt hatte, damit sollte ich mich begnügen. Meine Frau brachte etwas schlechten Hausrath, eine alte Pfanne, worin man ihre Pappe gekocht hatte, und eine breite hölzerne Schüssel, worin man ihrer Mutter, wenn sie Kindbetherin gewesen, das Essen gebracht hatte, und sonst einiges schlechte Geschirr, das sie in unserer Kammer hinter einen Rahmen steckte. Darnach fing man sogleich an, die Hausordnung zu bestellen, dazu sollte meine Frau Rath und Anordnung geben. Da gab es allerlei Bedenken. So hatte mein Vater noch Tischgänger und allerlei Unruh im Hause, so daß wir beide jungen Eheleute sehr geplagt wurden; wir wären lieber allein in einer Haushaltung gewesen, aber wir konnten nicht durchsetzen, mußten fast drei Jahre so bei meinem Vater am Tisch bleiben und ich mich so mit meiner Kammer behelfen, und um die Kranken zu verhören mit dem untern Saal, der im Winter kalt war. Da gab es zu Zeiten allerlei Anstoß, weil ich nichts für die Küche zuschießen konnte, denn ich hatte genug zu thun um uns zu kleiden, und manchmal, wenn ich etwas verdiente, an meinen Kleidern zu bezahlen, die ich noch in den Läden schuldig war, was mir vorgeworfen wurde, wenn ich es nicht that. Es gab also zu Zeiten Händel, wie sich gemeiniglich zuträgt, wenn Alt und Jung beieinander wohnen. Da hätte wol meine Frau gern gehabt, daß wir allein wohnten, wollte sich mit Geringem behelfen, mein Vater sollte die versprochene Ehesteuer geben und die mir zugebrachten hundert Gulden, damit wollten wir auskommen; dies aber konnte mein Vater, da er kein baar Geld hatte, nicht thun. Ich aber wollte meinen Vater nicht erzürnen und redete also gut zu; wir wollten uns, bis ich in bessere Praxis käme, gedulden. Das bekümmerte mich, weil ich sie lieb hatte und gern gut gehalten hätte, wie einer Doctors Frau gebührt; weshalb ich sie auch lange Zeit nicht geduzt, sondern ge-ert habe; das sah mein Vater nicht gern und meinte, es sollte nicht sein. Ich hatte vor dem neuen Jahre, wie auch nachher im Frühling noch nicht viel zu thun, doch that ich mich redlich hervor, wenn etwa bei Mahlzeiten oder auch sonst Gelegenheit war, von Krankheiten zu reden, und wie ihnen abzuhelpen, so daß ich manchmal, wenn ichs daheim that im Beisein meines Schwiegervaters, wenn dieser bei uns aß, der ein guter Chirurg und auch viel erfahren war, von ihm etwas angegriffen und angetastet wurde: Ich werde noch viel erfahren müssen, es habe bei uns eine andere Praxis. Das hörte ich als ein Junger nicht recht gern und widersprach manchmal, mußte mich jedoch demüthigen, weil ich noch keine Praxis hatte. Doch fing die Praxis an, an mich zu kommen und zuzunehmen.

Es waren der Aerzte viel, da ich gen Basel kam — graduirte und Empirici, um die Zeit anno 1557/58 bei siebzehn. Da mußte ich Künste anwen-

den, wollte ich mich mit der Praxis ernähren, und Gott hat mir dazu seinen reichen Segen mitgetheilt. Es war auch sehr berühmt damals der Ammann, den man nannte der Bauer von Uzensdorf, zu dem zog merklich viel Volk, er konnte aus dem Wasser wahr sagen und gebrauchte seltsame Künste lange Zeit, wodurch er groß Gut erobert hat. Nach ihm ist der Jude von Alsweller lange Zeit mächtig gebraucht worden. Es war auch ein altes Weib im Gerbergäßlein, die Lülbüren genannt, die auch einen Zulauf von Kranken hatte, wie auch beide Nachrichten allhier, Wolf und Görg, Gebrüder Käse, deren ältester Bruder zu Schaffhausen berühmt gewesen in der Arznei, wie auch ihr Vater Wolf, Nachrichten zu Tübingen.

Ich fing an, Kundschaften zu bekommen bei Bürgern und denen vom Adel, die mich besonders probirten durch Uebersendung des Harns, woraus ich weiffagen mußte. Dabei wußte ich mich so zu benehmen, daß etliche sich verwunderten und anfangen mich zu brauchen. Von Tage zu Tage bekam ich je länger desto mehr Praxis sowol in der Stadt bei den Einwohnern, als auch von Fremden, welche theils zu mir kamen und sich eine Zeitlang hier aufhielten, meine Mittel zu gebrauchen, theils auch gleich wiederum fortreisten und meine Mittel sammt meinen Rathschlägen mitnahmen. Auch Fremde forderten mich in ihre Häuser und Schlösser, wohin ich eilte und mich nicht lang bei ihnen aufhielt, sondern bald wieder nach Haus eilte, damit ich vielen zu Hause wie in der Fremde dienen könnte.

Literatur.

Rußlands Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland, vom Beginne der Alleinregierung Peters I. bis zum Tode Nikolaus I. (1689—1855); nebst einem einleitenden Rückblicke auf die frühere Zeit. Von S. Eugenheim. Zweiter Band. (1773—1855). Frankfurt a. M., H. Keller. Frankreichs Einfluß auf, und Beziehungen zu Deutschland seit der Reformation bis zur ersten französischen Staatsumwälzung (1517—1789). Von S. Eugenheim. Zweiter Band. (1610—1789). Stuttgart, Hallbergersche Verlagshandlung. — Bei den Arbeiten von Eugenheim haben wir immer die unangenehme Empfindung, daß ein sehr ernsthafter, angestrebter Fleiß und eine große Belesenheit in den Quellen theils durch Hitze und leidenschaftliche Erbitterung, theils durch Mangel an festen kritischen Principien aus der richtigen Bahn gelenkt wird. Er ist der festen Ueberzeugung, daß die Geschichte, wie wir sie in den Schulen lernen, fast durchweg auf Lügen beruht, und er geht mit einer wahrhaft fieberhaften Aengstlichkeit auf neue Entdeckungen aus; Entdeckungen, die seinem Haß gegen den Despotismus neue Nahrung geben sollen. So hat er namentlich eine unglaubliche Virtuosität, neue Geschlechtsregister aufzufinden, und es sieht fast so aus, als ob er nur die